



*Jackson Pearce*

Drei  
*Wünsche*  
hast *Du* frei

Weltbild

*Jackson Pearce*  
Drei Wünsche hast Du frei

*Jackson Pearce*

Drei  
*Wünsche*  
hast *Du* frei

Aus dem Englischen  
von Christine Gaspard

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Genehmigte Lizenzausgabe für Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerner Furt, 86167 Augsburg

© 2009 by Jackson Pearce

© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Unter Verwendung eines Motivs von Thinkstock/iStockPhoto

Satz: Fotosatz Amann GmbH, Aichstetten

Druck & Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in the EU

*Für Papa*

*Viola Cohen*

Alles, was ich in der Shakespeare-Stunde heute gelernt habe, ist: Manchmal muss man sich in den falschen Menschen verlieben, um den richtigen Menschen zu finden. Eine nützlichere Lektion wäre gewesen: Manchmal liebt der richtige Mensch einen nicht wider. Manchmal ist der richtige Mensch schwul. Und manchmal ist man selbst einfach nicht der richtige Mensch.

Danke für absolut gar nichts, Shakespeare.

Ich tue so, als läse ich mit – der Trick dabei ist, gelegentlich zum Lehrer hinzusehen, damit man interessiert wirkt –, aber in Wirklichkeit beobachte ich den Typ rechts neben mir, der zurückgesackt und mit offenem Mund auf seinem Stuhl hängt. Er trägt eine mit Sicherheitsnadeln bestückte schwarze Jacke. Die Haarspitzen sind pink, und in den Ohren hat er ganze Reihen von Piercings. Er ist einer von den Punkern, obwohl er manchmal auch ein Stück weit in die Gruppe mit den Möchtegernskatern abrutscht.

Ich kneife die Augen etwas zusammen, bis sein Gesicht zu verschwimmen beginnt – ich kann mir leichter vorstellen, wie ich ihn malen würde, wenn ich seine Züge nur noch undeutlich sehe. Es juckt mir in den Fingern, und ich hätte jetzt viel lieber einen Pinsel in der Hand statt des Stifts. Einen Fächerpinsel wahrscheinlich, wegen der pinkfarbenen Stacheln. Unter den Augen würde ich ein paar Grautöne verwenden, um den verschlafenen, mürrischen Ausdruck einzufangen, der bei den Punkern Standard zu sein scheint.

Jeder in dieser Klasse gehört der einen oder anderen Clique an – ein paar Prinzessinnen, ein paar Junkies, einige wenige Intellektuelle, eine größere Gruppe von Emo-Mädchen mit Plastikarmbändern. Ich habe sie schon das ganze Halbjahr über studiert, in der Hoffnung, irgendwann zu verstehen, was ihr Aussehen, ihre Bewegungen und ihre Stimmen wirklich zu bedeuten haben – und es später malen zu können. Als ob ich den Schlüssel zu ihrem Geheimwissen gefunden hätte, wenn ich all das auf die Leinwand bringen könnte, als ob ich dann wüsste, was genau es ihnen möglich macht, Teil von etwas zu werden, das größer ist als sie selbst. Wenn ich herausfinde, was es ist, das sie dazugehören lässt, dann finde ich auch heraus, warum ich es nicht kann – warum ich zu einem unsichtbaren Mädchen geworden bin. Einem Mädchen von der Sorte, das zwar eine Handvoll Freunde und eine Menge Bekannte hat, aber eigentlich nirgends *dazugehört*. Ich nehme an, unsichtbar zu sein ist immer noch besser, als so lange einen bestimmten Typ zu spielen, bis man es in die entsprechende Gruppe geschafft hat, allerdings fühlt man sich genauso allein dabei.

»Dann ist die Moral des Stücks also mehr oder weniger: Wart erst mal ab, bis du sie nackt gesehen hast, einfach damit du dir sicher sein kannst, dass sie nicht falsch ... ausgestattet ist?«, fragt eine Stimme quer durchs Klassenzimmer.

Die bisher dösende Klasse – mich eingeschlossen – dreht sich um und schenkt dem Sprecher ihre gesammelte Aufmerksamkeit.

»Ein bisschen mehr gehört schon dazu, Aaron, aber ... ja«, sagt Miss Collins, während sie zwei Finger an die rechte Schläfe legt. Sie ist eine junge Lehrerin und sieht jedes Mal völlig verängstigt aus, wenn sie über Sex reden muss.

Aaron zuckt die Achseln. »Dann nehme ich mal an, ich sag den Mädchen in Zukunft einfach früher, dass sie sich ausziehen sollen.«

Wir lachen alle vor uns hin, und die Lehrerin wird rot. Aaron lächelt – die Sorte Lächeln, die man normalerweise nur bei den Prinzen in Disney-Filmen sieht. Von allen Leuten, die ich kenne, ist er der Einzige, der diesen Kommentar abgeben kann, ohne dafür nachsitzen zu müssen. Er ist auch der Einzige, der es irgendwie schafft, *überall* dazuzugehören. Er ist mit den Anführern aller anderen Cliques befreundet, all den gut aussehenden highschoolbekannteren Typen, die sich von ganz allein zusammenzufinden scheinen – der königlichen Familie. Ich versuche mir vorzustellen, wie Aarons breite Schultern in Aquarell aussehen würden. Ich wünschte, ich könnte sein Geheimnis erraten – wie man es macht, dazuzugehören, so wie er es tut. Ich wünschte, ich käme mir nicht unsichtbar vor.

Ich seufze, frage mich, ob es darauf hinauslaufen wird, dass ich wie gestern im Regen nach Hause gehe, und wende den Blick nach links, um aus dem Fenster zu sehen.

Dunkelbraune Augen bohren sich in meine.

Ich schlucke ein Keuchen hinunter – da neben mir sollte eigentlich ein freier Tisch stehen. Wo zum Teufel ist der auf einmal hergekommen?

Die Augen gehören einem Jungen mit goldener Haut, der regungslos dasitzt wie eine Katze, kurz bevor sie eine Maus anspringt. Er starrt mich mit solcher Intensität an, dass ich zu spüren glaube, wie sein Blick sich in meine Haut gräbt. Seine Augen sind tief wie die eines Tieres – sanft wie die eines Hirschs und zugleich wild wie die eines Wolfs. Ich möchte den Blick abwenden, unbedingt, doch ich kann es nicht – es ist, als spannten sich Seile zwischen ihm und mir. Die Haut des Fremden schimmert selbst im fluoreszierenden Licht des Klassenzimmers noch, während Miss Collins' Stimme im Hintergrund weiterleiert, eintöniger denn je. Am Rand meines Blickfelds beginnt die Welt zu verschwimmen.

Wer ist er? Ich zwinkere heftig, damit der Rest der Welt wieder klare Umrisse bekommt, aber alles, was ich sehe, sind



seine tiefbraunen Augen. Ich ertrinke in ihnen. Hier stimmt etwas nicht. Ich schaudere und zwingen mich dazu, in eine andere Richtung zu sehen. Es tut weh, als hätte er die Finger um meinen Blick gelegt.

Angestrengt versuche ich mich auf die weiße Tafel vorn an der Wand zu konzentrieren, doch ich spüre seine Augen immer noch. Auf meinen Armen bildet sich eine Gänsehaut. Ich will ihn ignorieren, zugleich wünscht sich ein anderer Teil von mir verzweifelt, wieder zu ihm hinzusehen. Er hat *mich* angeschaut, mich studiert, so, wie ich alle anderen studiere. Warum? Ich presse die Lippen zusammen und werfe einen vorsichtigen Blick in seine Richtung, wobei mir ein paar Haarsträhnen als Deckung dienen.

Er ist fort.

Nicht einfach von seinem Tisch verschwunden, sondern aus dem Klassenzimmer. Niemand hat die Tür geöffnet, trotzdem ist mein Fremder nirgends zu sehen.

Jetzt habe ich also doch den Verstand verloren, stimmt's?

Ich fahre zusammen, als ich die Klingel höre. Die Stunde ist vorbei. Ich falte meine spärlichen Mitschriften zusammen und stopfe sie in die Tasche; dann gehe ich zur Tür. Alle anderen stürzen schon in den Gang hinaus – je schneller man draußen ist, desto mehr Zeit kann man mit Freunden verbringen, bevor die nächste Stunde anfängt. Ich bleibe noch einen Moment, nur für den Fall, dass mein Fremder sich vielleicht hinter einem der Tische versteckt hat. Aber nein – er ist wirklich und wahrhaftig verschwunden. Mit einem Aufatmen schieße ich zur Tür hinaus und den blassblau gestrichenen Gang entlang zum Aufenthaltsraum, wo mein bester Freund Lawrence auf mich wartet. Als ich hereinkomme, ist er gerade damit beschäftigt, die Ärmel seines Designerhemds neu hochzukrempeln.

»Hey.« Er lächelt mir zu, scheint dann etwas zu merken und mustert mich aufmerksam. »Stimmt irgendwas nicht?«

Lawrence liest in mir wie in einem offenen Buch – etwas, das er schon immer gekonnt hat und sogar damals noch konnte, als wir vor sieben Monaten gerade Schluss gemacht hatten. Vor sieben Monaten und vier Tagen, um genau zu sein. So lang ist es jetzt her, dass ich zu einem unsichtbaren Mädchen geworden bin. Davor hatte ich mir eingebildet, Teil von etwas Unglaublichem, etwas Außergewöhnlichem zu sein – schließlich waren wir verliebt. Wir waren etwas Besonderes. Ohne ihn allerdings ... na ja, ohne ihn gehöre ich eigentlich nirgendwohin. Ich bin einfach nur eins von den unsichtbaren Mädchen – im Schultreppenhaus, im Kunstsaal, sogar zu Hause.

Ich schüttelte den Kopf. »Alles in Ordnung. Bin bloß müde.« Glaub ich dir nicht, besagt sein Blick, während wir uns auf den Weg in die nächste Stunde machen. Alle paar Sekunden winkt irgendetwas Lawrence zu – seit er sich geoutet hat, ist sein Status steil nach oben geschneilt. Er hatte ursprünglich nur ein, zwei Stufen über meinem gelegen, aber inzwischen gehört Lawrence zur königlichen Familie an meiner Schule. Ich nehme an, jedes Mädchen wünscht sich einen schwulen Freund. Jetzt wird er zu Partys, Treffen und Fernsehhabenden eingeladen – all den Dingen, von denen andere Leute dann noch Wochen später erzählen. Ich ignoriere die Winkerei und sehe mich im Gemeinschaftsraum nach jemandem um, den ich studieren kann. Jemandem, der anders ist. Den ich analysieren kann, in Aquarellfarbe auflösen ...

Mein Magen krampft sich zusammen.

Da ist er wieder – mein Fremder von vorhin. Diesmal lehnt er an der Vitrine mit den Preisen und Pokalen und starrt mich an wie zuvor, einen gereizten Ausdruck im Gesicht. Mit seiner hellen, goldgetönten Haut sticht er aus der Masse von überwiegend schwarzen und weißen Gesichtern heraus, als wäre er ein persischer Prinz oder etwas in der Art. Sein Blick ist immer noch verstörend, obwohl er zugleich auch etwas seltsam Faszinierendes hat. Ich zupfe Lawrence am Hemd.

»Wer ist das?«, frage ich durch die Zähne.

Der Fremde fährt sich mit einer Hand durchs Haar – seine Locken ringeln sich fast wie eine Krause, aber nicht ganz, und bleiben an seinen Fingern hängen wie nachtfarbener Schmuck.

Lawrence folgt meiner Blickrichtung und runzelt die Stirn.  
»Was? Wer?«

»Na der da! Der Typ dort bei der Vitrine!« Als ich das nächste Mal zu dem Fremden hinübersehe, ist er wieder verschwunden. Keine Spur mehr von seiner goldenen Haut vor den blassblauen Wänden, keine braunen Augen, in denen man ertrinken könnte.

Meine Gedanken wirbeln durcheinander. Ich glaube – nein, ich *weiß*, dass er da war. Lawrence wirft mir einen besorgten Blick zu, als wir den Gang zu den naturwissenschaftlichen Fachräumen betreten.

»Du bist sicher, dass alles in Ordnung ist?«, erkundigt er sich, als wir die Tür des Klassenzimmers erreicht haben.

»Ich glaube schon.«

»Na ja, ruf mich heut Abend an, okay?«

»Klar«, antworte ich – wen sollte ich denn sonst anrufen? Ich umarme Lawrence zum Abschied und betrete den Biologiefachraum, der zu meiner Erleichterung vollkommen frei von exotischen Fremden ist.

Aber dieser Zustand ist nicht von Dauer. Bis zum Ende des Schultags ist er bei jedem einzelnen Wechsel von einem Raum zum nächsten und in zwei Klassenzimmern aufgetaucht – und beim Mittagessen in der Schulkantine habe ich ihn auch gesehen. Sein Stieren wird mir immer unheimlicher, und inzwischen bin ich nicht mehr von ihm fasziniert, sondern habe Angst. Und, was noch viel schlimmer ist: Niemand – absolut *niemand* – außer mir scheint ihn zu sehen. Andere Leute rennen im Gang an ihm vorbei, und die Lehrer blicken nicht mal in seine Richtung, wenn sie die Anwesenheitsliste durchgehen.

Es ist, als wäre er unsichtbar. Genau genommen, es ist nicht, als *wäre* er es – ich habe inzwischen das Gefühl, er ist unsichtbar. Nicht so, wie ich es bin, ich meine wirklich *richtig* unsichtbar.

Unsichtbar. Wie ein Spezialeffekt im Film oder ein Zaubertrick, bloß in echt. Und das genau vor meiner Nase, immer in meiner Nähe, mir auf den Fersen. Ich versuche mir selbst einzureden, dass ich irrational werde, aber mir fällt keine andere Erklärung dafür ein, dass der Rest der Welt seine Existenz nicht zu bemerken scheint – keine andere Erklärung als die, dass er wirklich und wahrhaftig unsichtbar ist.

Ich muss hier raus.

Als die Klingel das Ende des Schultags ankündigt, stürze ich die Gänge entlang und zur Hintertür hinaus, statt in den Kunstsaal zu gehen. Die älteren Schüler fahren in ihren glänzenden Autos vom Parkplatz, die im Voraus bestellten Barettaquasten für die Abschlussfeier am Rückspiegel. Sie klopfen die Zigarettenasche ins Freie und unterhalten sich brüllend von Fenster zu Fenster. Ich dagegen wohne nur eine halbe Meile von der Schule entfernt, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mit dem Pulk der Neuntklässler zu Fuß nach Hause zu gehen. Ich überhole sie alle, den Kopf gesenkt und halb in der Erwartung, dass ich mich in dem Augenblick, in dem ich aufschaue, wieder dem starren Blick des Fremden gegenübersehen werde.

Unser Haus ist langweilig – einstöckig, blaue Läden, überall Wäscheberge und hinten im Garten ein Zaun, hinter dem früher einmal ein loyaler Golden Retriever gelebt hat. Außerdem ist es leer, weil meine Eltern inzwischen beide berufstätig sind. Ich lasse mich auf das karierte Sofa im Wohnzimmer plumpsen. Lawrence hat recht. Ich verbringe zu viel Zeit im Kunstsaal. Dann wickle ich mich in eine Strickdecke und kneife die Augen zusammen. Einschlafen kann ich natürlich nicht – dauernd stelle ich mir vor, wie der Fremde neben

mir auftaucht mit seinen betörenden Augen und seinem Schweigen.

Schließlich greife ich nach der Fernbedienung und bleibe an irgendeiner Show hängen – *100 Greatest Kid Stars* –, zu viel Popkultur für meinen Geschmack, aber immerhin fühle ich mich angenehm benebelt, als meine Eltern mehrere Stunden später von der Arbeit kommen.

»Hast du geschlafen? Bist du krank?«, fragt meine Mutter, als sie zur Tür hereinschaut und die Kissenabdrücke auf meiner Wange bemerkt. Ich stehe auf und folge ihr in die Küche.

»Bloß Stress.« Wenn man seine Antworten kurz und einfach hält, stellen sie weniger Fragen. Und wenn ich ehrlich sein soll, ich möchte das mit dem Fremden eigentlich niemandem erklären müssen – zuallerletzt meinen Eltern.

Meine Mutter geht zur Anrichte und beginnt die mitgebrachten Schachteln vom Chinarestaurant zu öffnen. »Stress? Liebes, du bist sechzehn. Wie viel Stress kann man da schon haben? Gib mir mal eine Gabel rüber – ich hasse Essstäbchen.« Sie öffnet eine Dose Cola light und nimmt einen großen Schluck. Dann seufzt sie, sieht mich an und runzelt die Stirn, als wäre ihr gerade etwas eingefallen. »Moment, das habe ich eigentlich gar nicht gemeint. Ich wollte sagen: Würdest du gern über den Stress reden, den du hast?«

»Äh ... nein. Schon okay«, sage ich schnell und greife nach einer Schachtel Frühlingsrollen.

Zwischen ihren Memos aus dem Büro und den Liebesromanen hat meine Mutter auch in einem Sachbuch mit dem Titel *Ihr Teenager: Zugang finden, Verbindungen aufbauen* geblättert. Ich bin mir ziemlich sicher, das Buch zu verbrennen wäre in dieser Hinsicht hilfreicher, als es zu lesen, aber Ratgeber sind für meine Mutter die Antwort auf alles und jedes, vor allem jedoch auf die Tatsache, dass ich nicht mit ihr über Lawrence reden will. Meine Mom zuckt die Achseln und beginnt in der

Zeitung zu blättern, während ich mir ein paar Servietten nehme und mich zum Essen in mein Zimmer zurückziehe.

Als ich sieben war, damals, bevor meine Mom wieder eine Ganztagsstelle annahm, habe ich die Farbe Rosa geliebt und Mom angebettelt, mein Zimmer in einer migränefördernden Farbe namens Flamingo Dream zu streichen. Ich wünschte wirklich, sie hätte sich damals nicht drauf eingelassen, denn neun Jahre später erstrahlt mein Zimmer immer noch in Flamingo Dream. Ich zerre die Jalousien nach unten, was das Rosa ein bisschen erträglicher macht, und falle auf mein Bett. Es ist begraben unter mehreren Schichten alter Patchworkdecken und den Stofftieren, bei denen ich es vorläufig noch nicht über mich bringe, sie in den Schrank zu sperren.

Ich drehe den Kopf, um zur linken Seite der Matratze hinüberzusehen. Das ist die Seite, auf der Lawrence geschlafen hat, wenn ich ihn spätabends in mein Zimmer geschmuggelt habe. Es war schön, beim Geräusch seines Atems einzuschlafen. Die Leute glauben immer, unsichtbare Mädchen wären der Typ, der nichts als Einsen bekommt und im Debattierklub ist oder so. Stimmt nicht. Wir wollen geküsst und halb ausgezogen werden, bevor wir neben jemandem einschlafen, den wir lieben – genau wie alle anderen auch.

*Es ist vorbei. Akzeptier's endlich.* Meine Hand schleicht sich zur leeren Seite des Bettes hinüber und spielt mit den losen Fäden an der Decke.

»Sieh mal, können wir das jetzt einfach zu Ende bringen?« Eine männliche Stimme dröhnt durch die Stille.

Ich schreie auf, so laut, dass meine Stimme dabei kippt. Ich strampele und trete um mich, als ich versuche, die Decken abzuschütteln und die Füße auf den Boden zu bekommen. Das Haar fällt mir ins Gesicht und bleibt an der Haut kleben. Ich zwingen die Beine über die Bettkante, obwohl die Decken immer noch um meine Waden gewickelt sind. Als ich die Füße aufsetze, rutscht der Stoß von *Seventeen*-Heften auseinan-

der, auf den ich sie versehentlich gestellt habe, und ich lande quiekend in einem Wust von Zeitschriftenpapier auf dem Teppich. Hart.

»Äh, okay«, sagt die Stimme leicht irritiert, aber mein Herz hämmert so sehr, dass ich nicht einmal dazu komme, verlegen zu sein. Hektisch sortiere ich meine Beine und spähe keuchend über das Bett hinweg.

Er lehnt an meiner Kommode, in Jeans und einem ausgeleierten schwarzen T-Shirt, beide Augenbrauen hochgezogen. Er hat hohe Wangenknochen und ein eckiges Kinn und ist größer, als ich gedacht hätte. Das Licht schimmert in seinen Tieraugen, als er den Blick auf mich richtet – den erwartungsvollen Blick, den ich inzwischen schon kenne.

Mein Fremder.

Ich kann nicht um Hilfe rufen, weil es mir vor Schreck die Sprache verschlagen hat.

Er verschränkt die Arme.

»Und, hast du dieses Mal einen Wunsch, oder nicht?«

*Ein Dschinn*

Sie kreischt.

Natürlich. Sterbliche Frauen neigen dazu, das zu tun. Es musste natürlich wieder eine Frau sein. Diese hier hat nichts an sich, das der Welt verkündet »Versucht gerade, einen Dschinn zu beschwören«, andererseits ist auch das nicht unüblich, denn meine Herren – und Herrinnen – können wirklich jeder Typ Mensch sein. Teenager auf einem Esoterik-Trip, junge Mütter, alte Männer mit fleckigen Händen. Und alle haben Wünsche.

Meine neue Herrin hat pinselartiges, glattes Haar. Sie ist nicht richtig dick, aber ich habe Mädchen mit ihrer Kleidergröße schon mehr als ein Mal den Wunsch erfüllt, dünner zu sein.

Ich kann hier nichts ausrichten, bevor sie sich beruhigt und aufhört zu zittern, also lehne ich mich nach hinten auf ihren überladenen Schreibtisch und werfe dabei ein paar Nagellackflaschen um. Sekunden vergehen. Minuten. Ich schaudere – ich kann verfolgen, wie ich hier älter werde. Hautzellen lösen sich von meinem Körper, mein Haar wächst weiter, Millimeter um Millimeter. Mein ganzer Körper zerfällt, und ich kann nichts tun, um es zu verhindern. Eine weitere Minute vergeht.

Ich seufze ungeduldig – ich kann nicht anders.

Auf den Seufzer hin bekomme ich immerhin eine Reaktion. »Komm bloß nicht näher!«, ruft meine Herrin mit zittriger Stimme. »Ich schreie! Meine Eltern werden reinkommen!«

Diese Vorgehensweise soll es also sein?



»Du hast schon geschrien«, sage ich, »und sie können ruhig reinkommen. Weil niemand außer dir mich sehen kann, wirst du einfach nur leicht verrückt wirken. Genau wie in der Schule, als du versucht hast, mich deinem Freund zu zeigen.«

Sie knirscht mit den Zähnen. Sie weiß seit dem Mittag über meine Unsichtbarkeit Bescheid – ich habe es genau gemerkt, als sie dahintergekommen ist –, aber es aus meinem Mund zu hören macht ihr noch mehr Angst. Viel lieber wäre es ihr, wenn ich mich als ein Stalker entpuppen würde, denn das wäre für sie einfacher zu schlucken als die Tatsache, dass ich wirklich und wahrhaftig unsichtbar bin. Ich merke, was sie will, fühlt und sich wünscht, einfach indem ich die Bewegungen ihrer Augen und Hände beobachte oder wie sie das Haar zurückwirft. Sterbliche verraten sich viel zu leicht. Alles, was sie wollen, präsentiert sich wie Worte auf einer Buchseite: mühelos lesbar – wenn man nur die Sprache versteht.

»Wer bist du?«, flüstert sie, und ihre Stimme klingt schwach und brüchig.

»Ich habe keinen Namen«, antworte ich. »Du kannst mich nennen, wie du willst. Aber können wir die Förmlichkeiten bitte überspringen und die Sache ein bisschen beschleunigen? Ich bin jetzt schon seit mehr als sieben Stunden hier. Sieben Stunden, die ich nicht zurückbekomme.«

Sie verschränkt die Arme vor dem Körper und lehnt sich an die Wand. »Was beschleunigen?«

Ich fahre mir mit einer Hand durchs Haar – wenn ich es festhalte, werde ich es wie Efeu zwischen meinen Fingern wachsen fühlen. »Das mit den Wünschen. Welches ist der erste? Ich möchte gern zurück nach Caliban, wenn wir also alle drei Wünsche bis um ...«

»Welche Wünsche?« Die Worte explodieren förmlich auf ihrer Zunge. In der darauf folgenden Stille kann ich sie schwer atmen hören.

Wow. Sie ist ausgerastet.

In Ordnung. Anderer Ansatz. Egal welcher, wenn er nur die Wünscherei auslöst.

»Fangen wir doch einfach noch mal von vorn an.« Mach's leichthin, luftig, fröhlich, wie diese glitzernden Mitschülerinnen, die sie immer anstarrt. »Ich bin ein Dschinn. Ich bin hier, um dir drei Wünsche zu gewähren, weil du heute einen wirklichen, wahren Wunsch hattest, und du hast Glück gehabt. Ein Dschinn – nämlich ich – wurde beauftragt, ihn dir zu gewähren. Es war ein Wunsch, den du in der Shakespeare-Stunde hattest. Ausgerechnet. Du hast dir gewünscht, du bräuchtest dich nicht unsichtbar zu fühlen, was auch immer das heißen soll. Also, es wäre wirklich fantastisch, wenn du mir deine Wünsche nennen könntest, zum Beispiel jetzt gleich, denn bis du's tust, hänge ich hier fest und kann nicht in meine eigene Welt zurück. Also sag mir bitte, was du dir wünschst. Du kannst das. Sag bloß ›Ich wünsche mir tolles Haar‹, und wir können diese ganze Sache ins Rollen bringen. Herrin«, füge ich ganz am Ende noch hinzu und verdrehe die Augen dabei.

»Geh ... geh weg«, flüstert sie, als versuchte sie einen üblen Traum abzuwehren.

»Würd ich ja gern. Also, wünsch dir das drei Mal, und nach dem dritten Wunsch wirst du mich vergessen haben. Du kannst mit deinem glücklichen, kleinen wunschbefrachteten Leben weitermachen, und ich kann nach Caliban zurück. Komm schon. Fang an mit ›Ich wünsche mir‹ und setz dann etwas Passendes ein.«

»Was ist Caliban?«, haucht sie.

Ihre Frage fühlt sich für mich an wie ein Ruck, etwa so, als würde ich von einer Welle erfasst und an den Strand gespült. Ich bin überrascht, dass sie sich nach etwas anderem als nach den Wünschen erkundigt. Aber der Sog ist zugleich auch das Ergebnis der Verbindung zwischen ihr und mir. Ich kann direkten Fragen oder Befehlen meiner Herrin nicht ausweichen, und je mehr sich einer meiner Herren Antworten wünscht,

desto stärker wird diese Welle. Sie rollt über mich hinweg, scheint mein Hirn zu überfluten. Ich antworte schnell, damit das Gefühl verschwindet.

»Caliban ist meine Welt, und in die würde ich gern zurückgehen, vielen Dank auch, weil ich dort nicht älter werde. Dschinn altern genau wie Menschen, solange wir hier sind, um Wünsche zu erfüllen, was bedeutet, dass du mich inzwischen«, ich werfe einen Blick auf die Uhr, »sieben Stunden und sechsundvierzig Minuten meines Lebens gekostet hast.«

Ich kann sie vor meinen Augen altern sehen – jeder Moment geht nahtlos in den nächsten über, aber er lässt sie eine Sekunde älter zurück, eine Spur anders, als sie es zuvor war. Sie nimmt es nicht einmal wahr – Sterbliche vergessen, darauf zu achten, dass die Zeit vergeht. Sie hat sich schon sehr verändert, seit ich hier eingetroffen bin – ihr Haar ist länger, ihre Nägel sind es auch, von den Veränderungen ihrer Hautfarbe gar nicht zu reden. Ich selbst muss ebenso sehr gealtert sein. Der Gedanke verursacht mir Übelkeit. Ebenso wie der skeptische, ungläubige Ausdruck, der sich über ihr Gesicht legt. Jeder Moment, den sie damit verbringt, an mir zu zweifeln, ist ein weiterer verlorener Moment meines Lebens. Ich beiße mir auf die Zunge.

»Sieh mal, ich beweise es dir.« Ich bin verzweifelter, als ich sie merken lassen will, und mir brennt schließlich doch noch eine Sicherung durch. Da hat sie nun die Gelegenheit, ihre Träume wahr werden zu lassen, und braucht einen *Beweis*.

Lächerlich.

Ich seufze wieder und deute mit dem Finger auf sie. Einmal klassischer Teenager-Mädchenwunsch bitte. Meine Herrin schließt die Finger um die Lampe auf ihrem Nachttisch, bereit, sie notfalls nach mir zu werfen. Meine Hände spannen sich und fühlen sich warm an, während ein brausendes Geräusch um sie herumzuwirbeln beginnt, als erhebe sich gerade ein Tornado in ihrem Zimmer. Sie lässt die Lampe los und schließt

langsam die Augen, dann schlägt die Lampe dumpf auf dem Boden auf. Meine Herrin atmet tief ein, während die Luft um sie herum in Bewegung gerät und sich in spiralförmigen Linien um ihren Körper legt. Ihre Haut wird klarer, ihr Haar schimmert golden, die Wimpern werden länger, der Bauch wird flacher. Jetzt sieht sie aus wie damals, bevor dieser Typ namens Lawrence sie verlassen hat.

Meine Herrin öffnet die Augen, hebt die Finger und streicht sich vorsichtig über die Lippen. Dabei sieht sie mich an, mit einem wachsamem Ausdruck im Gesicht, und lässt die Hände nach unten gleiten, um ihren Bauch zu berühren. Sie tritt einen Schritt zur Seite, um in den rattangerahmten Spiegel zu blicken, und ich verdrehe die Augen, als ich sehe, wie sich ein trauriges Lächeln auf ihr Gesicht schleicht. *Ja, genau das willst du.* Gewissermaßen jedenfalls. Sterbliche wollen immer noch etwas darüber hinaus – sie wünschen sich Geld, dabei wollen sie sich nur keine Sorgen mehr machen müssen. Sie wünschen sich Macht, wenn sie in Wirklichkeit Kontrolle meinen. Schönheit, wenn sie im Grunde Liebe wollen. Manchmal wissen sie es, manchmal nicht. Ich bin noch nicht ganz dahintergekommen, was sie sich wirklich wünscht, doch ich habe noch nie einen Herrn in ihrem Alter gehabt, der nicht aussehen wollte wie die Plastikleute aus den Zeitschriften. Dies ist meine übliche Demonstration, frei nach dem Motto »Da siehst du, was du haben könntest«.

*Komm schon. Sprich den Wunsch aus.*

Ich verziehe das Gesicht, als sie die Hand nach ihrem Spiegelbild ausstreckt. Das reicht jetzt.

Ich nicke zu meiner Herrin hinüber, und ein kurzer Luftzug fegt um sie herum. Ihr Haar dunkelt zu Braun nach, ihre Fingernägel sind wieder abgekaut, und ihre Hüften werden etwas breiter. Sie fährt von dem Spiegel zurück, als hätte jemand sie geschlagen.

»Was ... was war das?«, flüstert sie.

»Du wolltest doch einen Beweis dafür, dass ich echt bin? Da hast du einen. Es war bloß eine Illusion. Aber du kannst das haben. Wünsch's dir einfach«, dränge ich.

Sie plumpst auf ihr Bett. Ihre Augen sind weit aufgerissen, und auf ihren Schultern bemerke ich eine Gänsehaut.

Sieben Stunden, dreiundfünfzig Minuten.

Meine Herrin zittert immer noch, aber nach sieben Stunden und fünfundfünfzig Minuten verändert sich ihr Gesichtsausdruck. Ihr Blick hebt sich zu meinem, und bevor sie noch ein Wort gesagt hat, spüre ich einen Schwall der Erleichterung. Sie glaubt mir. Sie *will* mir nicht glauben, trotzdem tut sie es. Einen Schritt näher an einem Wunsch.

Als sie spricht, klingt ihre Stimme wackelig. »Dann sollte ich ... ich meine, wenn es also wirklich alles echt ist ... dann sollte ich mir den Weltfrieden wünschen oder ... so was.«

Ich verdrehe die Augen. Manche Dschinn würden sie jetzt täuschen. Sie würden lächeln und nicken und ihr den Wunsch Weltfrieden gewähren.

Warum bin ich eigentlich so nett?

»Klar, kannst du, kein Problem. Aber der Wunsch ist ver-schwendet, denn Wünsche sind nicht dauerhaft. Wenn du dir eine Million Dollar wünschst, dann kriegst du sie, aber wenn du sie ausgegeben hast, ist das Geld weg. Wenn du dir den Weltfrieden wünschst, kriegst du ihn auch, aber sobald jemand ein Gewehr abfeuert, ist es wieder aus damit. Wenn du willst, dass deine Wünsche Bestand haben, dann musst du dir etwas wünschen, das dich glücklich macht – nicht glücklich zu *sein*, denn wenn es mal regnet oder deine Katze stirbt, ist das zu Ende. Sondern etwas, das dich glücklich *macht*. Du hast unge-fähr eine halbe Million Wünsche zur Auswahl, aus denen du dir was aussuchen kannst, also bitte, finde etwas, das dich glücklich macht.«

Sie sitzt auf dem Bett und zieht die Knie bis an die Brust. »Dann könnte ich ... ich könnte mir wünschen, dass ...«

»Alles. Jedes spezifische Ding ...«, sage ich nervös. Wütend blicke ich zu der Uhr auf ihrer Kommode hinüber, und eine weitere Minute vergeht.

»Aber ich *weiß* nicht, was mich ... glücklich machen könnte. Ich weiß nicht, was dazu führen könnte, dass ich wieder dazu gehöre ...«

»Haare! Kleider! Ein neuer Freund, wenn's denn sein muss. Komm schon«, murmele ich. Ich hätte sie sich einfach den Weltfrieden wünschen lassen sollen.

»Haare und Kleider können nicht bewirken, dass ich mir nicht mehr unsichtbar vorkomme«, sagt sie niedergeschlagen. »Wenn ich einfach ... wenn ich einfach ein Teil von etwas anderem sein könnte, etwas Besonderem. Wenn ich irgendwo hingehörte ... irgendjemand und nicht einfach bloß die beste Freundin von dem coolen Schwulen wäre oder ... irgendwas ... irgendwas, das dazu führt, dass ich nicht mehr unsichtbar bin.«

»Ja!«, rufe ich mit so viel gespielter Begeisterung, dass sie beinahe einen Satz rückwärts macht. »Wünsch dir Freunde! Scharenweise Freunde! Ich kann das bewirken. Sprich's einfach aus, sag ›Ich wünsche mir Freunde‹, und es passiert. Unsichtbarkeit aufheben, das ist einfach. Ich kann bewirken, dass sie dich praktisch anbeten.«

»Nein, nein«, protestiert sie. »Es geht nicht um *sie*, es ist ... ich meine, sie sind ja nett zu mir und alles, aber ich gehöre nicht wirklich dazu. Es stört sie nicht, wenn ich mit ihnen herumhänge oder wir zusammen im Kunstsaal sitzen. *Ich* bin unsichtbar.«

»Yeah, okay«, unterbreche ich sie. »Alles, was du willst. Machen wir's also.« Ich schlage die Hände gegeneinander, reibe sie, nicke ihr zu.

Sie sagt nichts.

Warum sagt sie nichts?

Ich balle die Hände zu Fäusten und hole tief Atem. »Jederzeit.«

»Einfach so?«, fragt sie matt.

»Ja. Einfach so.« Eine weitere Minute vergeht. Sie beißt sich nervös auf die Lippen. »Okay, du hast also ein Problem damit, wie unglaublich *einfach* es ist?«, erkundige ich mich.

»Äh, ja. Ich habe ...«, sagt sie, und ihre Stimme ist kaum lauter als ein Flüstern.

Ich schlucke einen Seufzer hinunter. »Warum?«, frage ich.

»Es geht einfach ... einfach so? Ich versuche jetzt seit sieben Monaten und vier Tagen wieder dazuzugehören, aber jetzt ... einfach so? Ich hab's nicht fertiggebracht, ich habe es einfach nicht allein geschafft, aber jetzt ... einfach so ... kann ich?«

»Du kannst dich bei mir bedanken, *nachdem* du dir was gewünscht hast«, sage ich durch die zusammengebissenen Zähne.

»Ich ... nein. Das kann ich mir nicht einfach wünschen.« Ihre Stimme verändert sich, wird kräftiger. Sie mustert mich mit schmalen Augen. »So ein armseliges Etwas bin ich nicht. Ich brauche mir keine Freunde zu wünschen. Ich kann mir nicht einfach wünschen, dazuzugehören, und dann ist es so.«

»Doch, kannst du.«

»Nein! Ich mache das nicht. Geh weg.«

»Ich kann nicht gehen, bevor du dir nicht irgendwas wünschst!«, brülle ich. Mein Geduldsfaden ist jetzt wirklich am Reißen.

»Was passiert, wenn ich mir *nichts* wünsche?«, schnappt sie zurück.

Der Atem gefriert mir in den Lungen. Es war eine direkte Frage, ich muss also darauf antworten. Ich schlucke krampfhaft und hoffe, dass meine Stimme nicht zittern wird, wenn ich spreche.

»Dann sterbe ich.« Es laut auszusprechen gibt mir das Gefühl, noch schneller zu altern, rascher zu sterben als zuvor. »Wenn du keinen Wunsch aussprichst, werde ich altern, genau wie du, und irgendwann werde ich hier sterben, genau wie ein Sterblicher.« Ich starre auf den Fußboden hinunter, und als

ich es über mich bringe, ihr wieder ins Gesicht zu blicken, bin ich ebenso erleichtert wie beschämt darüber, dort einen Ausdruck von Mitgefühl zu entdecken. Mitleid. Für einen Dschinn. Es ist nicht fair, dass die Sterblichen so viel Macht über uns haben. Nichtsdestoweniger – bitte. Bitte wünsch dir etwas.

»Okay«, sagt sie.

Ich kann mir den Seufzer der Erleichterung nicht ganz verknäufeln.

»Ich kriege raus, was ich mir wünsche«, spricht sie weiter. »Ich will nicht... ich will nicht, dass jemand meinetwegen stirbt. Aber du wirst nicht gleich jetzt sterben, oder? Ich kann drüber nachdenken? Nur eine kleine Weile. Es ist einfach, na ja, ich weiß nicht, was ich mir wünschen soll...«

Ich würde gern lügen und ihr erzählen, dass sie sich augenblicklich etwas wünschen muss, doch auch dieses Mal war es eine direkte Frage, und damit habe ich keine Wahl. Ich nicke widerwillig – nein, ich werde nicht gleich an Ort und Stelle sterben. Ihr Gesicht entspannt sich etwas.

»In Ordnung. Ich komme zurück, sobald du einen Wunsch hast«, murmele ich. In Wirklichkeit würde ich lieber etwas ganz anderes sagen. Ich würde gern explodieren, brüllen, ihr sagen, sie sollte ihren Wunsch aussprechen, bevor die nächste Minute vergangen ist.

Sie nickt und beißt sich auf die Lippe.

Ich muss hier raus, bevor ich etwas sage, womit ich mich bei ihr verhasst mache – wenn sie mich hasst, wird sie mir nicht mehr vertrauen, und wenn sie mir nicht vertraut, wird sie keine Wünsche aussprechen. Der Geruch ihres Zimmers (nach Weichspüler) verfliegt, und das seltsam flüssige Gefühl des Verschwindens geht durch mich hindurch. Kühle Nachtluft ersetzt die scheußlich rosa Wände, das Zirpen von Grillen das Summen der Klimaanlage. Im nächsten Moment stehe ich in der Einfahrt und blicke zurück zum Haus.



Ich fahre mir mit einer Hand durchs Haar. Es ist länger als zuvor.

Verdammt.

In Caliban gibt es keine Furcht. Aber nach einem Tag hier habe ich plötzlich Angst um mein Leben. Ich schüttelte den Kopf und verschränkte die Arme, als die Nachtkühle zu beißen beginnt.

Ich hasse diesen Ort.

Dschinn schlafen nicht, solange sie sich auf der Erde aufhalten. Während sie für heute Nacht also einen Berg Steppdecken zur Verfügung hat, habe ich nichts Besseres zu tun, als durch die Straßen zu laufen, bis sie aufwacht und sich einen Wunsch einfallen lässt. Ich atme im Gehen tief ein, obwohl die Luft verschmutzt schmeckt. Wenn ich mir Mühe gebe – wirklich Mühe gebe –, kann ich die irdischen Gerüche verdrängen und stattdessen an Caliban bei Sonnenuntergang denken. Calibanische Sonnenuntergänge sind etwas Außergewöhnliches mit ihrem strahlenden Licht, das durch die Fenster einer eleganten Stadt bricht und die geschäftigen Straßen und stillen Gärten mit seinem orangefarbenen Leuchten erfüllt.

Wenn sie sich nichts wünscht, komme ich niemals zurück.

Nein! Das darf ich einfach nicht denken. Sie wird sich etwas wünschen. Außerdem würden das die Ifrit gar nicht zulassen. Sie können Druck ausüben und meine Herrin in eine Situation bringen, in der sie einen Wunsch aussprechen muss, um wieder herauszukommen – ich möchte wetten, ich könnte ihnen jetzt schon helfen, eine solche Situation zu finden. Ich sollte mich nicht schämen, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, es ist schließlich ihr Job. Allerdings habe ich noch nie zuvor fragen müssen ... und etwas an der Vorstellung, einen entsprechenden Antrag zu stellen, ist mir peinlich.

Ich bleibe stehen und studiere meine Umgebung. Ich finde mich neben einer Eingangstafel mit der Aufschrift

HOLLY PARK, umgeben von verblühenden Margeriten. Weiter vorn ist ein Badeteich, eine ausgebleichte blaue Abdeckplane sackt am tiefen Ende ins Wasser, und die Buchstaben auf der Tafel mit der Badeordnung sind zu Schimpfworten umarrangiert worden. Der Gehweg ist voller Zigarettenskippen, und der Teich ist gesäumt von Trauerweiden und graffiti-bedeckten Mülltonnen. In der Mitte des Parks erhebt sich auf einem kleinen Hügel eine einzelne Eiche, hoch und stolz tasten sich ihre Zweige in den Sternenhimmel hinein. Sie ist genau wie die Bäume in Caliban – sie werden größer, aber niemals *alt*. Ich schlurfe auf die Eiche zu und lasse mich zwischen den bemoosten Wurzeln auf die Erde fallen.

Es gibt keine Sterne in Caliban. Auch keine Wolken. Es gibt die Sonne und den Mond, aber niemals Regen oder Schnee, Blitze oder Sterne. In Caliban gibt es nicht einmal sehr viel Nacht – einfach nur Sonnenuntergänge, die zu Sonnenaufgängen und neuen Tagen werden. Es gibt Parks wie diesen hier, wenn auch ohne Schimpfworte aus Klebebuchstaben, und es gibt Häuser wie das meiner Herrin, allerdings ohne grauenhaft rosa Zimmer. In der Stadt stehen Wolkenkratzer, doch es existieren weder Autos noch Smog. Tausende von Dschinn, aber kein Unglauben und keine Wut.

Ich muss nach Hause gehen. Wie ertragen es die Menschen nur, auf der Erde zu leben, festgekettet durch die Sterblichkeit ihrer eigenen Körper? Die Sehnsucht nach Caliban flutet über mich hinweg, erfüllt meine Gliedmaßen und meine Adern, bis ich das Gefühl habe, unter dem Druck zu explodieren.

Ich muss wieder nach Hause.

*Viola*

Im Kunstsaal ist es kalt. Der alte Steinboden ist mit Papierschnipseln und Paraffinsplittern bedeckt. An den Wänden entlang ziehen sich Herdplatten und Spülbecken – vor langer Zeit war hier mal der hauswirtschaftliche Fachraum, aber das war, bevor man an meiner Schule zu dem Schluss gekommen ist, dass es sexistisch ist, Schülerinnen das Kochen beizubringen. Ich nehme nicht an, dass es sehr wichtig ist – stattdessen hat man den Kunstsaal hier untergebracht, und ich kann so oder so nicht kochen. Es ist halb sieben an einem Freitagmorgen, im Schulgebäude ist es also fast vollkommen still bis auf das leise Wischgeräusch, mit dem der Hausmeister ein paar Gänge weiter die Fußböden wachst. Im Gang hinter mir ruft ein Lehrer einem seiner Kollegen etwas zu, und ich fahre bei dem Geräusch der Stimme zusammen. Sich Sorgen zu machen, weil jeden Moment ein Dschinn auftauchen könnte, ist nicht gut für die Nerven. Für meine Nachtruhe war es auch nicht gerade förderlich – ich habe letzte Nacht vielleicht eine Stunde geschlafen. *Höchstens.*

*Schluss jetzt. Vergiss ihn. Vergiss das mit den Wünschen. Denk einfach ans Malen.*

Ich stelle mehrere Staffeleien auf und hole die Bilder heraus, die ich für die bevorstehende Ausstellung der Kunst-AG vorgesehen habe. Das Ausstellungsthema, das sie uns für dieses Jahr vorgegeben haben, lautet *Landschaften*, und ich komme einfach nicht über das Gefühl weg, dass meine Berglandschaften noch ein paar Bäume brauchen könnten oder ... irgendetwas

jedenfalls. Als ich einen Schritt zurücktrete, wandert mein Blick zum anderen Ende des Raums und zu den dort aufgebauten Staffeleien hinüber – Ollie Marquez' Bildern.

Ich bin eifersüchtig, ich geb's ja zu. Ich habe für die Ausstellung Sümpfe, Wüsten und Berge gemalt. Sie sind ganz in Ordnung, aber etwas Besonderes sind sie nicht. Ollies Bilder sind viel einfallsreicher – sie zeigen Schlafzimmer im Gebirge, Esszimmer unter Wasser und Fernseher an den Ufern eingeschneiter Seen. Ich stehe auf und gehe zu den Werken hinüber. Ollie hat mit Rot, Pink und Neonorange gemalt. Ich habe Olivgrün und stumpfe Farben verwendet, weil ich geglaubt habe, meine Bilder würden dann mehr nach echten, natürlichen Landschaften aussehen. Immer, wenn ich versuche, mutiger zu sein, und Farben wie Ollies verwende, kommen mir die Bilder verkrampft und billig vor, wie Imitationen eines Originals von Ollie Marquez.

Es hat nichts zu bedeuten, dass Ollie und ich fast immer die gleichen Preise gewinnen und in den gleichen Kunstklassen sitzen. Ollie ist die *Künstlerin*. Tatsächlich hat sie selbst etwas von einem Gemälde, einem aus irgendeinem Präsentationsraum in Manhattan importierten Kunstwerk, makellos bis hin zu den Kreolen in den Ohren und den Schals im Haar.

Und sie malt mit Neonorange.

*Und* sie ist mit Aaron Moor zusammen. Sie sind König und Königin unserer königlichen Familie. Auch Ollie gehört zu diesen attraktiven Menschen, die überall dazugehören, die mühelos zwischen den anderen Gruppen umherschweben, die sie anbeten.

Ich streiche mit der Hand über die Farben; sie sind unbekümmert, sinnlich, verwegen.

»Schon wieder? Im Ernst?«

Ich winde mich geradezu beim Klang der Stimme.

»Ich habe keinen Wunsch«, knurre ich, während ich mich umdrehe und dem Dschinn ins Gesicht sehe.

Er stemmt sich auf die Anrichte hoch, wobei sich seine Unterarme biegen wie lebendiger Bernstein, und zuckt dann die Achseln. »Du hast sogar Dutzende. Du weigerst dich nur, sie auszusprechen.«

»Ich denke nicht dran, einen Wunsch für irgendwas Dummes zu verwenden«, murmele ich. Ich weiß nicht recht, was schlimmer ist – die Tatsache, dass ich diese Wünsche nach anderen Haaren und Kleidern, nach Zugehörigkeit *habe*, oder die Tatsache, dass ein Fremder darüber Bescheid weiß. »Wirst du ... ich meine ... hast du vor, heute noch mal den ganzen Tag lang aufzutauchen und wieder zu verschwinden?«

»Ich komme nur, wenn du etwas von mir willst oder einen Wunsch aussprechen möchtest.«

»Dann liest du also meine Gedanken?«, frage ich, und eine nervöse Gänsehaut breitet sich auf meinen Armen aus.

Der Dschinn verdreht die Augen. »Nein. Du bist meine Herrin, deshalb besteht eine Verbindung zwischen uns, bis du deine Wünsche ausgesprochen hast. Wenn du mich sehen willst oder einen Wunsch hast, dann bin ich da – du brauchst nicht mal laut nach mir zu rufen. Ich *merke* es einfach, wenn ich auftauchen soll. Es ist schwer zu erklären. Gedanken lesen kann ich nicht.«

»Oh«, sage ich und bin mir nicht sicher, ob ich das verstanden habe.

»Wenn du mich hier nicht haben willst, dann sag mir einfach, dass ich wegbleiben soll. Ich muss einem direkten Befehl Folge leisten, Herrin.« In der Stimme schwingt eine Spur Sarkasmus mit – oder ist es Bedauern?

*Herrin* – bei dem Wort schaudere ich. »Nenn mich nicht so«, sage ich. Zu hören, wie er es ausspricht, ist verstörend – als würde jemand mich *sexy* nennen.

Der Dschinn zieht eine Augenbraue hoch. »Wie soll ich dich denn dann anreden?«

»Viola?«